



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

I. Kapitel. Die Burg

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

Erstes Kapitel.

DIE BURG.

Die Burg bedeutet die Verkoppelung zweier verschiedener, in vieler Hinsicht einander widerstrebender Zwecke, sie ist Wohnbau und Wehrbau in einem. Damit entspricht sie einem bestimmten, historisch genau begrenzten Zustande des Staates und der Gesellschaft. Mit ihren Voraussetzungen zugleich verschwand sie und ist der Gegenwart fast nur noch unter der Form der Ruine bekannt. Sie ist das spezifische Erzeugnis und Sinnbild des mittelalterlichen Lehnsstaates und ein sichtliches Eingeständnis seiner inneren Schwäche. Aus einem Mittel, den Landfrieden zu schützen, verwandelte sie sich unter der Hand immer wieder in eine Gefahr für ihn. Wir sehen den Kaiser und die Fürsten und wer sonst Inhaber der so vielfältig zerteilten Staatsgewalt war, immer gleichzeitig damit beschäftigt, Burgen zu bauen und Burgen zu brechen.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem altdeutschen Herrenhof und der mittelalterlichen Ritterburg ist, daß in dieser Wehr- und Wohnbau verquickt sind, in jenem aber gesondert waren. Eine leichte Befestigung mit Zaun und Graben, die ihn vor einem Handstreich sicherte, besaß auch der Herrenhof; aber wenn ein ernstlicher Überfall drohte, wurde die ganze nicht-wehrhafte Bevölkerung des Dorfes zunebst den Viehherden in einer Fluchtburg geborgen, während die Männer dem Feinde entgezogen. In späteren Zeiten (bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein) taten die befestigten Dorfkirchhöfe einigermaßen denselben Dienst. Die Fluchtburgen lagen möglichst verborgen im Walde oder auf einem schwer zugänglichen Berge; sie sind von ringförmigen Wällen umgeben und haben oft einen beträchtlichen Flächenraum. Da sie noch in den Sachsenkriegen Karls des Großen und darüber hinaus eine Rolle gespielt haben, darf man sagen, die Wallburgen sind länger als ein Jahrtausend die typische Form des deutschen Wehrbaus gewesen.

Die Ritterburg ist ein Produkt des Mittelalters. Sie hat zwei Umwälzungen, eine bautechnische und eine rechtsgeschichtliche, zur Voraussetzung: der Steinbau muß geläufig geworden sein, und das Lehnswesen

muß seine zersetzende und umbildende Wirkung eine Zeitlang schon ausgeübt haben. Wir würden demnach das 10. Jahrhundert als ungefähre Entstehungszeit der älteren Burgtypen anzusehen haben. Es war ohnedies die Zeit der augenscheinlich die Entwicklung beschleunigenden Überfälle der Ungarn und Normannen. Wieweit dabei westfränkische Vorbilder benutzt worden sind, läßt sich nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nicht beantworten. Zu vermuten ist es doch wohl. Denn allzusehr trennt sich die Ritterburg — nicht nur in ihrer baulichen Gestalt, sondern auch, um es so auszudrücken, in ihrer Gesinnung — von der altdeutschen Überlieferung. Das Dorf, der Gau wird sich selbst überlassen, der Burgherr denkt allein an sich. Er sucht nicht Abwehr durch Gegenangriff, wie es bis dahin der deutsche Krieger getan hatte, sondern, was diesem in alter Zeit ganz zuwider gewesen war, er verbirgt sich, läßt die Feste sich selbst verteidigen. Wir singen im Liede von den »Burgen stolz und kühn«, — aber stolz und kühn ist diese Sinnesweise doch wohl nicht, sondern ein sehr zur Passivität herabgestimmtes Heldentum, das den großen Krieg wenig mehr kannte, um so besser die Tücken und Plackereien des Fehderechts. Die bestangelegte Burg ist die, welche die kleinste Besatzung braucht, und ihr gefährlichster Feind Hunger und Durst. Es ist dieselbe Tendenz zu einem Übermaß der defensiven Vorkehrungen, wie sie in der Bewaffnung des einzelnen Mannes allmählich eintrat, wo mehr und mehr die Schutzwaffen so umfänglich und schwer wurden, daß sie den beweglichen Angriff hemmten und zum Schluß die stolzen Ritterheere zur Beute beherzter Bauernscharen machten.

Noch in einem andern, das Bauwesen unmittelbar angehenden Punkte war für die Entwicklung des adligen Wohnsitzes die Wandlung zur Burg und die darin liegende Verkoppelung von Wehr- und Wohnbau kein Glück. Vielmehr, es war für unsere ganze Kultur ein Verhängnis, daß der vornehmste Stand, von Natur freiheitliebend und dem Schönheitsbedürfnis nicht fremd, genötigt wurde, eng, häßlich und unbequem zu wohnen. Wir sehen wohl die Bemühungen der Burgenbauer in der Blütezeit des Rittertums, mit einigem Schmuck das Auge zu erfreuen; es war ihm nur ein knapper Spielraum gegönnt. Der durch die Burg verdrängte Typus des altdeutschen Herrenhauses wäre architektonisch weit entwicklungsfähiger gewesen; ein Blick auf die Kaiserpfalz, auf die einiges von ihm übergegangen ist, bestätigt es. Aber wir wissen es ja, daß der ganze Stand, der der Träger dieses Bautypus war, der Stand der Altfreien, unter den schweren, von der fränkischen Reichsverfassung ihm auferlegten Lasten zugrunde gegangen war. Aus dem Schoße der neu-entstandenen Amts-, Lehns- und Schwertaristokratie ist die Burg hervorgegangen. Der Vorgang ist bei der ungünstigen Lage der geschichtlichen Überlieferung nicht unmittelbar sichtbar, wiewohl er in den Grundzügen sich erraten läßt. Es kommen zwei Hauptfälle in Betracht: ent-

weder wird einem schon bestehenden Herren- oder Meierhof erhöhte Wehrhaftigkeit gegeben, oder es wird ein für die Sicherung der Landschaft geeigneter Punkt, eine Weg-, Tal- oder Flußsperre, neu ausgewählt und mit ständiger Besatzung belegt. Die erste Art kann man befestigte Wohnbauten, die zweite wohnbare Festungen nennen. Die Mehrzahl der erhaltenen Ruinen gehört der zweiten an, während die ersten sich in der Regel in jüngerer Zeit in offene Herrenhöfe zurückverwandelt haben. Unter den Burgherren sind alle mannigfaltigen Abstufungen zwischen freiem und abhängigem Adel vertreten. Ursprünglich waren die meisten von ihnen Verwaltungsbeamte der großen weltlichen oder geistlichen Grundherren, Einnehmer der Zölle und Zehnten, Aufseher der Forsten und Landstraßen, mit starker polizeilicher Gewalt ausgerüstet und in Bereitschaft, dem Heerbann, zu dem der Herr verpflichtet war, zu folgen. Sie hatten einen Anteil an den Gefällen, aber bewirtschafteten das Land nicht selbst, wozu sich auch die meisten Burgen schon durch ihre Lage schlecht geeignet hätten. Wie dann mit der Zeit aus dem dienstlichen Auftrag eigenes Recht und aus dem Lehen erblicher Besitz wurde, ist bekannt genug. Eine falsche Vorstellung ist es, daß sich die »Dynastienburgen« durch besondere Stärke vor den Lehnburgen ausgezeichnet hätten, eher könnte das Gegenteil behauptet werden. Je mächtiger ein Herr war, um so weniger hatte er nötig, sich in seinem Wohnsitz durch wehrbauliche Veranstaltungen beengen zu lassen, wie denn die Kaiserpfalzen am wenigsten vom Charakter einer Burg an sich hatten. Auch bei der Ortswahl der landesherrlichen Sitze kam die natürliche Festigkeit nicht in erster Linie in Betracht. Sie haben eher die Tendenz, sich zu Residenzschlössern als zu Festungen weiterzuentwickeln. Den mächtigen, finsternen Kastellen Südeuropas, die mehr auf den Schutz gegen aufrehrerische Untertanen als gegen äußere Feinde berechnet waren, sind die deutschen Fürstenschlösser in keiner Weise zu vergleichen.

In architektonischer Hinsicht sind die Burgen in Höhenburgen und Niederburgen (Wasserburgen) zu teilen. Für die Höhenburg hat das Erste und oft Beste schon die Natur getan; es gilt geschicktes Herausfinden einer möglichst sturmfreien und vor Überhöhung durch den Angreifer gesicherten Örtlichkeit; den Bauplan entwerfen heißt nicht so sehr seine eigene Idee durchzusetzen als weiterdenken, was der Fels vorgebildet hat; das war aber fast immer das Gegenteil von architektonischer Regelmäßigkeit. Bei der Niederburg fehlt die Gunst, aber auch die Gefahr der Lage; ein geringer Hügel kann hier schon von Wert sein; die Hauptsache ist die Einschließung durch Wasser, sei es nun, daß sie schon durch die Örtlichkeit gegeben oder durch Grabung herbeigeführt ist; ein gewisses Maß von Regelmäßigkeit ergibt sich hier ganz von selbst; und während unter hundert Höhenburgen keine der andern gleich, kaum ähnlich ist, so läuft es bei der Niederburg auf die Variation weniger Haupt-

schemata hinaus. Wo die Rücksicht auf Bequemlichkeit — und Schönheit — stärker mitsprechen durfte, etwa bei den Residenzen fürstlicher Herren, da wurde die Tiefenlage, besonders aber die auf einem über der Ebene oder dem Tal mäßig ansteigenden Hügel mit breitem, meist dazu noch künstlich eingeebnetem Rücken jeder anderen vorgezogen. (Beispiele der ersten: die staufische Pfalz in Hagenau, die habsburgische in Ottmarsheim zwischen Mülhausen und dem Rhein, die württembergische in Stuttgart; der zweiten: das »neue« Schloß in Baden-Baden, Heidelberg, Marburg, Trausnitz, Koburg, Meißen.) Zweifellos hat es mehr Niederals Höhenburgen gegeben — zu welchen ersteren auch alle die vielen mit den Dörfern in engerer Verbindung bleibenden Herrenhöfe gehören —, allein von den zweiten haben sich unvergleichlich mehr, wäre es auch nur als Ruinen, erhalten, weshalb die Volksmeinung sich die Burg zuerst als Höhenburg vorstellt.

Wir kommen zu der grundsätzlichen Frage: Was ist an der Burgarchitektur Kunst? Dabei möchten wir den Begriff durchaus weit fassen; aber daß er seine Grenzen hat, ist unleugbar. Ein großer Teil der Burgenfreunde, selbst von den nicht ganz naiven, ist mehr, als er selbst es weiß, geneigt, den Eindruck auf die eigene Empfindung in die Absicht der Erbauer zu verlegen. Der Fehler ist gerade in diesem Falle leicht nachzuweisen. Wir sehen die meisten Burgen heute als Ruinen, und die wenigen, die es nicht sind, in einem Zustande der Alterung, der seinen eigenen, der ursprünglichen Absicht fernliegenden Reiz hat. Gewiß ist Ruinenschönheit keine Einbildung, aber sie ist — was viele Betrachter sich nicht klarmachen — nicht ein Teil ehemaliger Architekturschönheit, sondern grundsätzlich etwas anderes als diese. Sie entsteht nicht durch, sondern gegen den Willen des Menschen, sie liegt überhaupt nicht im Architektonischen, sondern im Malerischen. Und dies gibt die Erklärung, weshalb die Burg mehr als alle andern Baugattungen sich dazu eignet, im Ruinenzustand schön zu sein. In der Ruine einer Kirche oder eines Palastes ahnen wir immer noch den zerstörten Plan, und dies wirkt schmerzlich. Die Burg aber hat das, was hier verlorenging, nie besessen; ihr Schönheitstypus war von Anfang an nicht der architektonische, sondern der malerische, so daß der Ruinenzustand in der Tat nur weiterentwickelt, was schon vorher im Gebäude lag. Ein architektonisch gedachtes Architekturwerk trägt seinen Wert in sich selbst und will isoliert empfunden werden, ein malerisch gedachtes lebt von seinen Beziehungen zur Umwelt; Feld und Wald und der Blick in die Tiefe und die Ferne gehören mit zur Schönheit der Burg. Ist nun der mittelalterliche Mensch dieser Reize in irgendeinem Maße sich bewußt geworden? Haben sie bei der Wahl des Ortes mitgesprochen? Wir brauchen uns durch diese Frage nicht in Verlegenheit gesetzt zu fühlen. Es ist nicht so, daß sie unserer Einsicht sich entzöge, vielmehr muß sie ohne Vorbehalt verneint werden. Wie der ganze

Verlauf der Kunstentwicklung uns zeigt, ist die hier allein in Betracht kommende Art malerischen Empfindens erst mit dem modernen Geist in die Welt gekommen. Zuerst das 15. Jahrhundert (das spätere) hat Landschaft und Architektur malerisch zu sehen begonnen. So sind es denn auch die Maler, die diese neuentdeckte Burgenschönheit zuerst verkünden, auf den Hintergründen ihrer Gemälde nicht nur, sondern auch und vornehmlich — ein Hinweis auf die schnell eintretende Fühlung mit dem Publikum — auf ungezählten Holzschnitten und Kupferstichen. Hier wird nicht etwa versucht, von der fortifikatorischen Anlage Rechenschaft zu geben, sondern, was dem Maler behagt, ist eben die Planlosigkeit, dieser zackige, zipflige, aus lauter architektonischen Dissonanzen bestehende Wirrwar. Was die schaffende Baukunst der Spätgotik immer noch maßvoll verwirklichte, das wird an diesen aus vielen historischen Schichten zusammengeschobenen, den Launen der Natur sich anpassenden, mehr aus einer Summierung von Zufälligkeiten als aus vernünftiger Überlegung entstandenen Gebilden mit Wonne genossen. Damals aber waren die Burgen, wenn auch in enormer Menge über die deutsche Landschaft ausgestreut, schon nicht mehr Zeichen der Zeit, sondern einer absterbenden Vergangenheit; man konnte sie romantisch interpretieren; über die wahren Empfindungen ihrer Erbauer und Bewohner im 12. oder 13. Jahrhundert können die Zeichner des 15. und 16. uns keine Auskunft geben.

Wenn nun also die Schönheit der Burgen, wie sie Dürer und Cranach darstellen und wie wir sie heute nicht anders empfinden, eine wesentlich unarchitektonische, malerische war, und andererseits im eigentlichen Mittelalter, d. i. in der Zeit ihrer Erbauung, ein malerisches Gefühl noch nicht existierte — liegt es dann nicht so, daß der künstlerische Gehalt der Burgarchitektur nur sehr klein, vielleicht auf das wenige schmuckkünstlerische Beiwerk beschränkt war? Auch das ist unsere Meinung nicht. Wir glauben, daß die Burgenbauer wirklich Künstler waren und in aller Bindung an den wehrbaulichen Zweck immer auch — und sicher nicht umsonst — das künstlerische Gefühl der Beschauer anriefen. Die heutigen Fachleute der Burgenkunde setzen uns mit einem Entzücken, in dem wieder viel verkappte Romantik steckt, auseinander, wie geistreich dieser Burgenweg an vielen Hindernissen vorbeigeführt, wie zweckvoll jene Torsperre konstruiert, wie sinnig die Gußerker, die Schießscharten gestaltet seien. Meistens läßt sich einwenden, daß derselbe Zweck auch noch anders und oft viel einfacher erreicht werden konnte. Um es kurz zu sagen: warum sehen die mittelalterlichen Burgen so gänzlich anders aus als Befestigungen der Gegenwart, anders als die streng rationellen Fortifikationen der Römer, anders auch als die Ringwälle der Vorzeit? Hierauf kann die Antwort nur lauten: Weil sie gar nicht reine Zweckbauten sind, sondern zugleich auf die Phantasie einwirken wollen.

Sie wollen nicht bloß stark sein, sondern auch stark scheinen. Darum wurde eine Übersteigerung der Formen nach dem Wuchtigen und Dräuenden gewählt. Sie wollen wirken wie ein Gorgonenhaupt. Als Symbole der Macht wollen sie weithin sich sichtbar machen; auch diese Nebenbedeutung hat die bevorzugte Lage auf Bergspitzen und Felsmassen. Wer den Feind erschreckt hat, hat halb gewonnen. Wenn wir oben die Berechtigung des schmückenden Beiworts »stolz und kühn« militärisch in Zweifel zogen, ästhetisch besteht es zu Recht. So ist ja das ganze ritterliche Leben durchtränkt mit Phantasievorstellungen, um nicht zu sagen mit Schauspielerlei. Der äußerste Gegensatz zu der unscheinbaren Sachlichkeit des heutigen Kriegswesens.

Bei aller Verpflichtung, den Zuwachs an zufälligen malerischen Qualitäten von dem, was die Erbauer gewollt hatten, zu trennen, drängt sich zum Schluß noch einmal die Frage vor, ob wir uns nicht doch vielleicht das Problem zu sehr vereinfacht haben, als wir oben dem Mittelalter — dem eigentlichen — das malerische Auge absprachen. Haben wir doch nicht erst an der Schwelle der Neuzeit, sondern schon auf der Höhe des Mittelalters, in der spätromanischen Baukunst, eine Tendenz zum Barocken entdeckt, die dem Begriff des Malerischen zum mindesten benachbart ist. Und so möchten wir es schließlich nicht für unglaublich halten, daß bei der aufgezwungenen Unregelmäßigkeit der Bergburg und ihrer Einbettung in die Landschaft doch schon ein gewisses Wohlgefallen — selbstverständlich ein außerhalb des architektonischen Denkens liegendes — mitgeklungen habe, und wäre es auch nur im Unterbewußtsein. Was uns an vielen Kirchen dieser Zeit, nennen wir nur den Dom von Limburg, überzeugend war, warum sollen die Burgen uns damit täuschen? Es ist nichts Seltenes, vielleicht die Regel in der Geschichte geistiger Entwicklungen, daß zuerst für sich allein ein neuer Ton erklingt, dann verstummt, um nach langer Zeit wieder, nun als Dominante, aufgenommen zu werden.

Die Burgenarchitektur besitzt, wie man sieht, einen bestimmten, und zwar unveränderlichen Ausdruckstypus, aber sie besitzt kein organisiertes Formensystem. Für die wenigen Bauteile, die Schmuckformen annehmen, wurde die gangbare Formsprache der Kirchenbaukunst, mit den nötigen Vereinfachungen, benutzt; es ist aber für den Gesamteindruck unerheblich, ob das Detail romanisch oder gotisch vorgetragen wird. Die drei wichtigsten Einschnitte in der Geschichte der Burg sind nicht stilgeschichtlich bedingt. Es waren: die Verallgemeinerung des Steinbaus, die in sehr runder Rechnung um das Jahr 900 zu wirken begann; das Bekanntwerden mit einer in Angriff wie Verteidigung auf höhere Stufe gebrachten Kriegskunst durch die Kreuzzüge und die italienischen Kriege der Staufer von 1150 ab; drittens die mit Entwertung endende Umbildung unter Einwirkung der Feuerwaffen, beginnend um 1450. Nach diesen drei Abschnitten wollen wir versuchen, den Charakter der Burg in wenigen großen

Zügen zu schildern, immer dessen eingedenk, daß es in Wirklichkeit keine Regel ohne zahlreichste Ausnahmen gibt, keine geometrisch fixierten Normalpläne, wie in der Kirchenbaukunst, und starke Unterschiede zwischen kleinen, rudimentären und angeschwollenen, reich ausgestalteten, zuweilen einer kleinen Stadt ähnlichen Anlagen.

Was von der ersten Periode gesagt und gemeint werden kann, beruht fast ganz auf Schlußfolgerungen und Vermutungen. Manches versteht sich von selbst: wie daß der Steinbau nur allmählich durchdrang, im Osten später als im Westen, und daß innerhalb der steinernen Ringmauern gewisse Baulichkeiten, darunter auch der Wohnbau, längere Zeit noch aus Holz errichtet wurden. Divinieren läßt sich ein längeres Nebeneinander zweier Typen, eines dem sächsischen Stammgebiet angehörenden, noch manches von der alten Wallburg bewahrenden, und eines westlichen, mittelbar mit römischen Traditionen zusammenhängenden, in dem das Hauptstück ein starker, hoher, steinerner Turm war, der Bergfried *. Während sein Verwandter, der westfränkische Donjon, so große Dimensionen anzunehmen pflegte, daß er zugleich die Wohnräume aufnahm, ist dies beim deutschen Bergfried nur ausnahmsweise und in der späteren Entwicklung eingetreten. Ursprünglich Beobachtungswarte (womit er mit den ältesten Kirchtürmen zusammentraf) und bei schlimmer Wendung der Dinge letzte Zuflucht, wurde er, etwa vom Ende des 12. Jahrhunderts ab, mehr und mehr zur aktiven Verteidigung herangezogen, zur Störung der Belagerer und zur Bestreichung der Stürmenden. Die ältere Zweckauffassung stellte ihn in den Mittelpunkt des Berings, der in der Regel auch dessen höchster Punkt war, die jüngere näher an den Rand, an die dem Angriff am meisten ausgesetzte Stelle. Den Zugang zum Inneren brachte ein Einsteige Loch in mehrfacher Mannshöhe, mit leicht zu beseitigender hölzerner Stiege oder Leiter. Die Mauerstärke nimmt von Stockwerk zu Stockwerk ab, und die oberen sind in den jüngeren Bergfrieden öfters mit Kaminen und Fensterverschlüssen wohnbar gemacht (Abb. 232). Für die Wahl der Grundform, ob rund oder quadratisch, bestand keine allgemeine Regel. Die im 13. und 14. Jahrhundert auftretenden fünfeckigen sind eigentlich Vierecke mit vorgelegter dreieckiger, massiver, dem Eisbrecher einer Brücke ähnlicher Mauermasse, bestimmungsgemäß stets der Angriffsseite zugekehrt (Abb. 233, 234). Die naheliegende Frage, welches die ältesten unter den erhaltenen Bergfrieden sein mögen, ist nicht beantwortbar. Sonst besaßen die Anlagen der ersten Periode nur noch den meist kleinen Hof und die umfriedigende Gürtelmauer (»Zingel« von lat. cingulum), ein unregelmäßiges Vieleck, noch ohne Verstärkung der Ecken durch Mauertürme. Über die durch-

* Die Schreibung des Wortes ist schwankend, die Etymologie nicht durchaus klar, und die sachliche Anwendung in den Quellen wechselnd. Die heutige Archäologie versteht unter Bergfried den Hauptturm.

schnittliche Höhe läßt sich so wenig etwas Allgemeingültiges sagen wie über die Entstehungszeit des Zinnenkranzes und des hinter ihm aus der Mauerdicke ausgesparten oder nach innen vorgekragten Wehrganges; zuweilen, über steil abfallender Felswand, hat eine bloße Brustwehr genügt. Die Mauerdicken sind auffallend gering; an römischen Befestigungen in Deutschland waren 3 m und darüber keine Seltenheit gewesen, die mittelalterlichen blieben, wo kein besonderer Grund zur Verstärkung vorlag — wie bei den sogenannten Schildmauern —, unter 1 m.

Die zweite Periode ist gekennzeichnet durch Vervollkommnung der technischen Ausführung wie durch Vermehrung und Verkünstlichung des Verteidigungsapparats. Wären sie die eigene Erfindung der stauischen Burgenbauer, so würden sie dem Scharfsinn derselben ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Allein diese Neuerungen sind zweifellos fremden Ursprungs, durch die Welle der Kreuzzüge aus Byzanz und dem Orient herangezogen, und auch dort waren sie nichts Eigenes, sondern Erbstücke römischer Kriegsbaukunst. Die daneben bestehende Verschllossenheit der Kirchenbaukunst gegenüber Byzanz wird hierdurch doppelt bedeutsam. Übrigens hat man auch nicht immer an direkten Import aus dem Osten zu denken; vieles war vorher schon durch die Hände der Italiener und Franzosen gegangen und wurde nun von den Deutschen noch einmal nach den örtlichen Verhältnissen zurechtgemacht. — Die Vermehrung der Verteidigungsmaßnahmen deutet stets auf vorangegangene Steigerung der Angriffsmittel. Nun aber ist in den deutschen Quellen — ausgenommen die Dichter, die aber in dem begründeten Verdacht des Ausschreibens französischer Vorlagen stehen — von jenen Vorkehrungen, den Wurfmaschinen, Widdern, hölzernen Belagerungstürmen, Feuerangriffen usw. sehr wenig zu finden. Fast alles, was wir davon wissen, steht in den Schriften des Auslandes. Nur die Ritter des Deutschen Ordens scheinen von diesen Künsten mehr gewußt und angewandt zu haben, woher denn Heinrichs Livländische Chronik unter den historischen Quellen die ausgiebigste ist. Die deutsche Kriegsgeschichte dieser Epoche weiß von denkwürdigen Belagerungen wenig zu erzählen. Wenn viele Burgen nie erobert worden sind, so haben sie das vielleicht am meisten dem zu danken, daß sie nie ernsthaft angegriffen wurden. Man erstaunt, wie klein die Besatzungen nur gewesen sein können. Eben darauf kam es an, die Burg durch sich selbst uneinnehmbar, womöglich schon durch die Lage unnahbar zu machen. Das Prinzip ist: konzentrische Steigerung gegen die Mitte. Schematisch gesprochen, zerfielen die Werke in drei Abschnitte: die Hochburg, die der älteste und von Natur am besten gesicherte Teil ist; die Vorburg mit den Wohnungen des Gesindes, den Vorratsscheuern und Stallungen; den Zwinger, d. i. das durch eine dritte Mauer geschützte Vorfeld. Gegeneinander sind diese Abschnitte durch Quermauern, Gräben und Terrainstufen abgesondert. Der An-

greifer muß sie nacheinander einzeln überwältigen und gegen immer schwerer werdende Hindernisse, bis endlich nur der Bergfried übrig bleibt — den eigentlich allein der Hunger bezwingen kann (Abb. 241).

Die einzelnen Vorkehrungen der Abwehr, die Zinnenkränze, Wehrgänge, Schießscharten, Gußlöcher und Gußker (Maschikulis, Pechnasen, Pfefferbüchsen) zu schildern, liegt nicht in unserm Zweck. Die Sachkunde des Baumeisters hatte sich darin zu zeigen, daß er die wirksamsten Punkte für sie fand, und diese waren schon im Grundriß zu berechnen, welcher wieder von der Geländebewegung abhängig war. So willkürlich und formlos, künstlerisch betrachtet, eine Burganlage erscheint, es war, weil niemals genau dieselben Bedingungen wiederkehrten, mehr an ihr zu bedenken als an einer Dutzendkirche. Die Burgenmeister waren anders, doch nicht schlechter erzogen als die Kirchenmeister. Die Anforderungen an sie steigerten sich noch, als im 12. und 13. Jahrhundert bewußt künstlerische Absichten hinzutraten. Der staufische Adel verlangte heiß, seinen Burgsitzen ein Element der Schönheit zuzuführen. Es hieße die Leistungen tief unterschätzen, wenn man ihren künstlerischen Gehalt allein in der äußerlichen Angliederung von Schmuckformen an einzelne Bauteile suchen wollte, nein, wir dürfen nicht zweifeln, daß Umriß und Massenverteilung in ihrer Wirkung auf das Auge jetzt mit in Rechnung gezogen wurden. Bezeichnend zumal ist die auf alle Teile sich erstreckende charaktervolle und sorgfältige Behandlung des Mauerwerks. Es wird mit ihm sichtlich eine andere Absicht verfolgt als im Kirchenbau. In diesem beanspruchte der Verband keinen selbständigen ästhetischen Wert. Jeder Strukturteil sollte hier wie eine homogene Masse erscheinen, und deshalb wurden die Fugen möglichst unsichtbar gemacht. Im repräsentativen Mauerwerk der Burg dagegen soll Stein für Stein wahrgenommen werden; man soll es jedem einzelnen ansehen, wie mächtig im Volumen, wie genau in den Winkeln zugehauen, wie sorgfältig gelagert er sei. Als ausdrucksvollstes erschien dieser Zeit das Buckelquaderwerk mit Randschlag, nur die Ränder wurden glatt behauen, die übrige Fläche (der »Spiegel«) blieb rau. Es ist genau dasselbe, was in gewissen Fällen die Antike und nachmals die toskanische Frührenaissance mit der sogenannten Rustika erreichen wollte, der Eindruck des Urwüchsigen, Trotzigen, Felsenverwandten.

Den im Abbildungsbande mitgeteilten Beispielen mögen folgende Erläuterungen dienlich sein. Und zwar geben wir als erste Reihe nur Höhenburgen.

Burg Steinsberg im Kraichgau, zwischen Heidelberg und Bretten (Abb. 232). An Stelle einer älteren (auf der der Minnesänger Spervogel Gast war) im 13. Jahrhundert aufgebaut, anscheinend aus einem Guß. Die Anlage einfach: allein Zingel und Bergfried und wegen der Lage auf der Spitze eines isolierten Kegels keine Seite in besonderer Weise Angriffsseite. Die Ringmauer ein Oval, genauer: unregelmäßiges Vieleck, von 54 : 30 m.

Die Burg.

In der Mitte des geräumigen Hofes der Bergfried, 11 m dick, 30 m hoch, bis oben hinauf erhalten, ein seltener Fall (zerstört nur das Dach). Die Querschnittszeichnung bedarf nicht vieler Erläuterung. Das Einsteigeloch befindet sich 11 m über dem Erdboden. Die folgenden Geschosse sind ebenfalls nur durch Leitern miteinander verbunden, durch wenige winzige Schlitzlöcher spärlichst mit Licht und Luft versorgt, trotzdem die beiden obersten mit Kaminen, also für Bewohnung in Bereitschaft. Die übrigen, an die Ringmauern sich lehnenen Gebäude (Wohnräume und Stallungen) stammen aus jüngerer Zeit (14. und 15. Jahrhundert), es könnte also leicht sein, daß sie ursprünglich nur aus Holz waren. Ebenfalls jüngere Zubauten sind die tiefer am Abhang des Burgberges angelegten Zwinger. Für wen die Burg des 13. Jahrhunderts erbaut war, ist nicht überliefert, doch deutet mehreres auf die Grafen von Öttingen. Später kam sie an Kurpfalz und wurde von Vögten verwaltet. 1525 fiel sie ohne Widerstand in die Hände der Bauern, die sie in Brand steckten.

Burg Ortenberg im Weilertal, Elsaß (Abb. 233, 234). Eine kleine, aber sehr starke Anlage. Sie kam nach 1250 in den Besitz Rudolfs von Habsburg, des elsässischen Landgrafen. Ob er oder vor ihm ein staufischer Ministeriale sie erbaut hat, bleibt dahingestellt. Hatten wir in dem vorher betrachteten Beispiel eine »Kegelburg« vor uns, so ist dies eine »Nasenburg«, d. h. sie liegt an der Spitze eines Bergvorsprungs. Gegen die Stelle, wo diese mit dem Massiv zusammenhängt, wo also der Angriff am leichtesten einsetzen konnte, richtet sich die stärkste Verteidigung. Der Felseinschnitt auf der Nordseite ist zu einem Halsgraben (1) vertieft, der Bergfried (8) durch einen vorgelegten Keil verstärkt, die Mantelmauer (9) wie die Zwingermauer (10) sind von besonderer Stärke. Auf der Angriffsseite (Nord) erreicht sie eine Höhe von 16 m. Der dem Mantel sich anfügende Palas (7) ist engeräumig, und für eine abgesonderte Wohnung der Dienstleute war kein Platz. Kurz, ein reiner Wehrbau, sehr sorgfältig aus geglätteten Granitquadern aufgemauert.

Burg Kienzheim im Elsaß (Abb. 235). Gleich Ortenberg nach 1250 von Rudolf von Habsburg erworben. Die Detailformen noch romanisch. Der Grundriß fällt außer seiner Einfachheit durch Regelmäßigkeit auf. Der Burgweg führt von der Südpforte (1) in weitem Bogen auf die Nordseite der Hauptburg, dann durch einen engen Zwinger (2) um diese herum zum Haupttor (5). Im Hofe liegen eng beieinander der Wohnbau (6), die Kapelle (7), der runde Bergfried, an der Angriffsseite durch eine starke Schildmauer (3) geschützt, die sich nach Süden fortsetzt und mit einem Eckturm (4) den Eingang beschirmt. So einfach sie ist, eine höchst zweckvoll durchdachte Anlage. Mit dem imposanten Buckelquaderwerk des 13. Jahrhunderts kontrastiert auffallend das nachlässige der im 15. Jahrhundert ausgeführten Ergänzungen.

Burg Neuscharffeneck in der Pfalz (Abb. 236). Was andernorts durch Kunst erreicht wurde, der Schutz nach dem Prinzip der Schildmauer, das war hier von der Natur schon vorgezeichnet, indem sich ein schmaler Felsblock riegelartig quer über die Bergnase legt. Er wurde sorgfältig mit Quaderwerk verkleidet, so daß er wie ein Gebäude aussieht und durch einen künstlichen Einschnitt (Halsgraben) noch schärfer von der Bergmasse abgesondert wird. Was hinter diesem Schilde liegt, ist gegen Wurfgeschosse von dieser Seite vollkommen gesichert, während es von der Talseite sturmfrei bleibt. Die Rekonstruktionszeichnung von Essenwein, im einzelnen Phantasie, gibt die Situation, und auf diese kommt es am meisten an, anschaulich wieder.

Burg Hornberg am Neckar (Abb. 241). Sie zeigt in typischer Weise die Lage auf vorgestreckter Bergnase und die sukzessive Erweiterung durch Zwinger und Vorburg. Der Besitz hat oft gewechselt. 1517 erwarb sie Götz von Berlichingen und hat auf ihr seine durch Urfehde ihm auferlegte Gefangenschaft erlebt. Die ältesten Teile aus dem 12. Jahrhundert.

Burgschwalbach in Nassau (Abb. 237, 238). Erbaut 1368–71 durch Graf Eberhard von Katzenellenbogen. Von auffallend regelmäßiger Anlage. Ein enger Hof trennt den Saalbau von dem mächtigen, 39 m hohen Bergfried. Tiefer Halsgraben. Der äußere Burghof, in welchem u. a. die Kapelle lag, nur schwach befestigt.

Sechstes Buch erstes Kapitel.

Die obigen Beispiele betreffen einfache Anlagen von dezidiert militärischem Charakter. Man bemerkt, in welchem Maße die Bequemlichkeit des Wohnens der Sicherheit zum Opfer gebracht wurde. Der hohe Adel und auch die reicheren Herren aus dem niedern wünschten sich etwas Besseres: natürlich auch gesicherte Lage, aber außerdem einen geräumigen Platz für die Wohngebäude. Einheit des Planes wurde nicht erstrebt, die Gebäude standen in lockerer Ordnung. Ein allbekanntes Beispiel, das besterhaltene aus dieser Klasse, ist die Wartburg bei Eisenach. Die natürliche Beschaffenheit der Örtlichkeit ist so günstig, daß Befestigung der Vorburg genügte. Auf dem obersten Teil der Burg erhebt sich in offener Bauweise das den Typus der kaiserlichen Pfalzen nachahmende Landgrafenhäuser, nach keiner Seite mit direkten Wehrvorkehrungen. (Abgebildet und besprochen im I. Bande.) Hier ist der Übergang von der Burg zum Residenzschloß. Mehr im Gleichgewicht halten sich Wehr- und Wohnbau in der mit großem architektonischen Glanz durchgeführten Burg der Herren von Hagen auf Münzenberg, in der Wildenburg im Odenwald und in Girsbad in den Vogesen, dem Bau der letzten Grafen von Dagsburg — um nur einige der schönsten zu nennen.

Eine künstlerische Entwicklung, einigermaßen vergleichbar der des Kirchenbaus, hat die Burgenarchitektur nicht durchgemacht, konnte es auch nicht, weil ihr keine einheitliche, künstlerische Idee zugrunde lag, und neue fortifikatorische Ideen von umwälzender Bedeutung haben sich in den zwei Jahrhunderten vom Ende der Stauferzeit bis zur Aufnahme der Feuerwaffe nicht mehr eingestellt. Auch der Stilwechsel um die Mitte des 13. Jahrhunderts hat am Bilde des Ganzen nichts geändert. War doch im tieferen Sinne die Gotik, d. h. die aufgelöste gotische Konstruktion, auf den Burgenbau nicht anwendbar, — es sind nur die formalen Nebensächlichkeiten, vornehmlich der Spitzbogen über Türen und Fenstern, an denen sie sich zu erkennen gibt. Dennoch machte die Zeitgrenze nach 1250 auch im Burgenbau Epoche. Aber aus andern als künstlerischen Gründen. Die Hauptsache war der Verfall der nachstauischen ritterlichen Gesellschaft. Ihre Ideale und Illusionen zerflatterten, und ein verarmter, enttäuschter, unruhiger und gewalttätiger Kleinadel blieb zurück. In die stolzen stauischen Burgen paßte er nicht mehr hinein, er blieb in ihnen nisten, weil sie einmal da waren. Wo im 14. und 15. Jahrhundert Reparaturen und Ergänzungen vorgenommen wurden, erkennt man sie leicht an ihrer minderwertigen Technik. Neue Burggründungen sind allein dem Landesherrn gestattet, und dann rein fortifikatorischen Charakters; die Burg als Wohnbau verkümmerte. Nicht lange, so wurde ihr Wert auch nach der ersten Seite in Frage gestellt. Unter den Voraussetzungen ihrer Zeit war die Burg des 12. und 13. Jahrhunderts ein Verteidigungsinstrument von großer Vollkommenheit gewesen: als das Schießpulver kam, wendete sich auf einmal das Blatt und wurde der Angreifer der überlegene Teil. Eigentlich war schon um 1450 die Burg überlebt. Aber merkwürdig lange sträubte man sich gegen diese Einsicht, mühte man sich ab, durch Batterietürme, Bastionen, Vorwerke, Erdwälle und Gräben — also zum Teil Rückkehr zu den Mitteln des frühen Mittelalters — den Verteidigungswert der Burg zu retten. Es war umsonst. — Einen reicheren Niederadel als in Deutschland gab es in Österreich. Hier wurden noch im 15. und 16. Jahrhundert manche Burgen mit Opulenz ausgebaut, nicht mehr in lockerer Stellung der Gebäude zueinander, wie im 13. Jahrhundert, sondern als geschlossene Massen, stark in die Höhe gehend, in viele Stockwerke geteilt. Ein Beispiel die Burg Pernstein in Mähren (Abb. 239, 240). Vollständig intakt, weniger vornehm, aber von unvergleichlichem malerischem Reiz ist die Burg Eltz in einem stillen Seitental der Mosel (Abb. 246), eine von vier Zweigen derselben Familie bewohnte Ganerbschaft, im Innern ein labyrinthisches Gewirre von Gemächern, Gängen und Treppchen um einen ganz engen Hof. Gegen einen leichten Handstreich waren Burgen dieser Art noch gesichert, aber ein paar Schüsse aus einer einzigen Kanone konnten sie in einen Trümmerhaufen verwandeln. Die meisten adligen Nester des 15. und 16. Jahrhunderts,

Die Burg.

aus Gemälden und Stichen uns wohl bekannt, hatten diesen Charakter. Wir geben als Probe die Studie von Dürer (Abb. 242).

Die populäre Vorstellung von der Burgenarchitektur wird zu einseitig vom Bergschloß beherrscht. Alles in allem wird die Zahl der Tiefenburgen größer gewesen sein. Allein von ihnen sind die meisten entweder zerstört oder durch nachmittelalterlichen Umbau gänzlich verändert. So z. B. in Westfalen und am Niederrhein bergen zahlreiche Adelssitze unter dem Gewande des 17. oder 18. Jahrhunderts gotische Mauern. Der beste, doch nicht überall zu erreichende Schutz der Tiefenburg ist das Wasser: Stauweiher und Gräben. Die Anlage ist einigermaßen regelmäßig, doch auch nur einigermaßen, z. B. wenn sie viereckig ist, doch niemals genau quadratisch. Dazu kommt, daß das Flachland auch mit Steinmaterial schlechter versehen war. Den Varianten der Anlage näher nachzugehen, hat für uns keine Bedeutung. In Abb. 243, 244 geben wir ein paar stattliche Ruinen vom Niederrhein aus der Zeit, als die Kölner Erzbischöfe (im 14. Jahrhundert) mit der Befestigung ihrer Landeshoheit beschäftigt waren.

Von den Burgen werden die festen Häuser unterschieden. Sie liegen meistens dicht bei oder mitten in den Dörfern. Es sind die Sitze der aus der Dorfflur nicht ausgeschiedenen kleinen Edelleute. Mehr als diese kurze Erwähnung sind wir ihnen an dieser Stelle nicht schuldig*.

Sehr anders als alles, was uns bisher unter die Augen kam, sahen die Burgen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland aus. Des romantischen und malerischen Reizes entbehren sie, aber sie sind in einem ernsteren Sinn Architektur. Die Burg Altdeutschlands ist die Geburt eines höchst individualistischen Lebenszuschnittes von starkem Unabhängigkeitssinn — die Ordensburg Ausdruck der Unterordnung vieler unter einen gemeinsamen höheren Zweck; die erste eben nur ein wehrhaft gemachtes Haus — die zweite ein befestigtes Lager und zugleich ein Kloster; die erste ein lockerer Gruppenbau in stets neuen Kombinationen — die zweite streng rationell, geometrisch regulär, in immer gleichem, einheitlichem Plan.

Wie leicht wäre es in Altdeutschland mindestens für die Tiefenburgen gewesen, Regelmäßigkeit zu erreichen, allein es blieb ihnen gleichgültig. Nun ist auch der rationelle Geist der Ordensbaukunst nicht primär aus der Kunstgesinnung zu deuten, sondern aus dem Zweck; einem Zweck, welcher in einer durchaus überindividuellen Sphäre liegt: der Ausdruck eines straff zusammengefaßten Staatswillens und darin das genaue Gegenteil der Gesinnungen und Zustände, aus denen die Burgenarchitektur

* Vielleicht das besterhaltene Exemplar das Schlegelschloß in Heimsheim im württembergischen Amt Leonberg.

Altdeutschlands hervorging. Die eine ist die Illustration farbenreicher Orts- und Familiengeschichten, im höheren Sinne jedoch historisch uninteressant; die andere Denkmal der Politik, einer großgedachten und folgenreichen. Es wird nicht bloß erlaubt, sondern nötig sein, eine kurze historische Betrachtung hier einzuschieben.

Der Gedanke, die im Heiligen Lande entstandene Institution der Ritterorden einem gänzlich neuen Zweck, dem kolonisatorischen Vordringen des Deutschtums, dienstbar zu machen, ist zuerst im Kopfe des Bischofs Albert, des Organisators der Kolonie Livland, entsprungen. Gleich nachdem er die Stadt Riga gegründet hatte (1201), stiftete er den Schwertbrüderorden, der ein Menschenalter später (1237) mit dem Deutschen Orden vereinigt wurde. Seit 1230 hatte dieser mit der Eroberung Preußens begonnen. Je deutlicher es wurde, daß die Kreuzfahrer-Gründungen im Heiligen Lande zum Abbau reif wurden, um so enger verbanden sich die »Brüder vom Deutschen Hause« mit dem Schicksal ihres eigenen Volkes. Aus Krankenpflegern und Kreuzrittern wurden sie Staatengründer. Sie suchten ihre Zuflucht an der Ostsee. 1309 verlegte der Hochmeister, der schon 1291 von Accon nach Venedig zurückgewichen war, seine Residenz nach der Marienburg, und es begann das Jahrhundert der Blüte des Ordensstaates. Verwaltungskunst und militärische Machtorganisation vereinigten sich in dieser Adelsrepublik zu Leistungen, denen keiner der binnendeutschen Territorialstaaten nahekam. Aber die Niederlage bei Tannenberg (1410) machte die in der geographischen Isolierung liegende Schwäche offenbar. Im Westen trennte die der Kolonisation entgangene, bis zur Neumark reichende Lücke Preußen von Deutschland, im Norden war eine zweite zwischen Preußen und Livland zurückgeblieben. An beiden Stellen ist diese Tatsache noch heute aus der historischen Architekturkarte klar abzulesen. Mit dem aber, was er innerhalb seiner Grenzen gebaut hat, hat der Orden seinem heroischen Zeitalter ein Denkmal gesetzt, das in seiner herben, unprahlerisch selbstbewußten Großheit eindrucksvoller nicht sein könnte. Von den Kirchenbauten sprachen wir schon. Die Entstehungsdaten der Burgen sind so gut überliefert wie in Altdeutschland selten, auch handelt es sich nicht um ein langsam fortlaufendes Aus-, An- und Umbauen, sondern Entschluß und Ausführung folgten sich auf dem Fuß. Im Culmerland fing es an. Burg Nessau wurde als erste 1230 gegründet, 1231 Thorn, 1232 Althaus Culm, 1234 Rheden, 1235 Graudenz, 1235 Elbing. Dann ging es das Haff entlang bis Königsberg, gegründet 1255. Zuletzt die Grenzburgen an der Südfront über Strasburg und Neidenburg bis auf die Schlachtfelder des Jahres 1914. Diese ersten Anlagen sind vorläufige Behelfe aus Erdwällen und Blockhäusern. Der Ausbau in Stein erfolgte im Gebiet des Vorkampfes meist nach wenigen Jahren, im gesicherten Hinterland langsamer. Bis 1300 werden 23 Steinburgen aufgezählt.

Ihr allerwegen unveränderliches Grundschema war nicht nur früh fertig, es scheint sogar, daß es von Anfang an Geltung hatte: vier Flügel um einen weiten Hof zu einem regelmäßigen Viereck geordnet, meistens reinem Quadrat. Da die ältesten Steinburgen, die Gebietigersitze in Culm und Elbing, nicht mehr vorhanden sind, befindet sich heute Balga (1240) an der Spitze. Wenn sein Grundriß allerdings unregelmäßig ist, so steht das unter dem Zwange der sonst vorteilhaften Lage auf einem steilen Hügel am Haff, bietet also keine Grundlage für allgemeine Folgerungen. Die Schlösser von Thorn (1250) und Birgelau (1260) sind mit zwei genau senkrecht aneinanderstoßenden Flügeln als reguläre Vierecke begonnen, wenn auch die beiden andern Flügel, wieder aus Rücksicht auf das Terrain, ein wenig vom rechten Winkel abwichen. Aber schon in Brandenburg (1266) und Lochstedt (1270) zeigt sich die Praxis streng und bleibt es fortan; wo das Gelände nicht gefügig ist — ein Hügel war doch immer der Niederung vorzuziehen —, wird es durch Grabung korrigiert. Nur von der Vorburg wurde Regelmäßigkeit weniger verlangt.

Es gibt in Deutschland keine zusammenhängende Gruppe von Architekturwerken, die so unmittelbar politisch bedingt wäre, in ihrer künstlerischen Haltung das Wesen des Staates, der sie ins Leben rief, so charakteristisch wiedergeben würde, wie dieser streng einheitliche preußische Ordentypus. Wenn er also auch zur Genüge sich aus sich selbst erklärt, so bleibt doch Verwunderung darüber zurück, daß er von Anfang an fertig war, während die lokale Umwelt, als deren Spiegelbild wir ihn ansehen, noch im Fluß stand. Notwendig kommen wir dahin, zu fragen, ob nicht der Orden, als er ins Land kam, bestimmte Ansichten vom guten Bauen schon mitgebracht habe. Von wo? Von seinen deutschen Besitzungen her zweifellos nicht, — wir haben den tiefen Gegensatz zwischen der Ordensbaukunst und der deutschen Burgenarchitektur schon hervorgehoben. So wendet sich der Blick aufs Heilige Land. Waren doch die Deutschherren um die Zeit, als die maßgebenden Bauten zwischen Weichsel und Pregel entstanden, noch nicht aus Syrien verdrängt; ihr Schloß Starkenburg (Montfort) ging ihnen erst 1271, Accon 1291 verloren. Ein genaues Vorbild indessen ist auch hier nicht nachgewiesen. Dagegen springt die allgemeinere geistige Verwandtschaft sofort in die Augen. Es handelt sich nicht um einzelne Kunstgriffe der byzantinisch-morgenländischen Fortifikation, wie sie im 13. Jahrhundert auch sonst in Deutschland vielfältig aufgenommen worden sind, sondern um die Planung im ganzen. Der rationelle Geist der syrischen Kreuzfahrerburgen war den Byzantinern abgelernt, und diese hatten ihn von den Römern. Die außerdem wahrzunehmenden Anklänge an die Klosterarchitektur fügten sich ungezwungen ein, denn auch das Schema des Klosters war eine Erwerbung aus dem Süden. Nun darf aber, wie es scheint, innerhalb des südlichen Milieus ein bestimmter Punkt noch näher bezeichnet werden.

Kaiser Friedrich II. hat in seinem Apulischen Reich eine große Zahl von mächtigen Kastellen errichtet, die sicher unter dem Einfluß der byzantinisch-syrischen Kriegsbaukunst stehen und zugleich den preußischen und livländischen Burgen ähnlicher sind als irgend etwas sonst. In Apulien aber hat der Orden ebenfalls Besitzungen gehabt, das nahe Verhältnis zwischen dem Hochmeister Hermann von Salza und Friedrich II. ist bekannt. Obgleich zeitrechnerisch nicht mehr in die Stauferzeit gehörend, sind die preußischen Burgen im geistigen Zusammenhang von ihr nicht zu trennen.

Die Ordensarchitektur hat nicht das Bedürfnis gehabt, mehr Typen als den einen zu entwickeln. Nur das Einfache und klar Gesetzliche verträgt eine so gleichförmige Wiederholung; eine einzelne Burg vom Rhein oder Neckar, in derselben Weise schematisch wiederholt, würde einen unerträglichen Anblick geben, weil wir das Irrationelle nur als Einmaliges dulden können. Die Gleichförmigkeit der Ordensbauten gehört mit zum Selbstbewußtsein, durch das sie imponieren. So oft wir diese backsteindunkle, würfelförmige Baumasse erblicken, wie ihr Bild von einer leichten Anhöhe aus das weite Flachland, den Strom oder das Haff beherrscht, und außer ihm nie einen Versuch anderer Art, wissen wir, daß es in diesem Lande nur einen Herrn gibt. Auch die bischöflichen Schlösser haben genau nach denen des Ordens sich zu richten. Bei dieser Sachlage werden für unsere Betrachtung wenige Beispiele genügen können. Unter ihnen wird aber die Marienburg zunächst noch nicht sein, weil sie in mehrerer Hinsicht einen Ausnahmefall darstellt.

Rehden im Culmerland (Abb. 250—252). Erbaut im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Das im Grundriß genau quadratische Konventshaus nimmt bei einer Seitenlänge von 52 m (genau gemessen $52,5 \times 52,0$) eine Grundfläche von 2730 qm ein, was dem mittleren Durchschnitt der Komturschlösser ersten Ranges entspricht. Der Burgplatz ist sorgfältig eingeebnet. Der noch gut erhaltene Südfügel enthält über zwei Kellergeschossen rechts die Kapelle, links den Konventsremter. Der Ostflügel wurde von den Brüdern, der westliche vom Komtur bewohnt, im nördlichen befanden sich die Küche, das Krankenzimmer und andere Nützlichkeitsräume. Die vier schlanken Ecktürme sind lediglich architektonische Akzente ohne Wehrzweck. Zur Umschau und, wenn es sein mußte, letzten Zuflucht diente der große, achteckige, 13 m im Durchmesser haltende Turm im NW. Der Hof ist nach dem Muster eines Klosterkreuzgangs gestaltet; er macht innere Verbindungsgänge entbehrlich. Neben der Hauptburg lagen zwei Vorburgen. Die Brücke der Westseite führte zum Dansker, d. i. der Latrine des Schlosses, die nirgends fehlen durfte und immer in derselben Weise jenseits des Grabens gelegt, öfters zu einem befestigten Turm ausgebaut ist. Also auch das heimliche Gemach nahm Anteil an dem allgemeinen Charakter des Wuchtigen und Monumentalen. Erwähnen wir schließlich noch in den Kellern die Anstalten für Luftheizung — an mehreren andern Burgen ein gleiches nachgewiesen —, so überzeugen wir uns, daß die Ordensbrüder nicht nur geräumiger und würdiger, sondern auch gesünder und bequemer gewohnt haben, als es in Altdeutschland selbst die fürstlichen Personen erreichen konnten. Überhaupt ist ja die Ordensburg wesentlich Wohnbau. Sie konnte mit Hilfe eines Systems von Gräben eine längere Einschließung,

Die Burg.

aber keine kunstgerechte Berennung (die man bei der Art des Feindes auch nicht zu gewärtigen hatte) überstehen. Preußischer Grundsatz ist es, dem Feind auf freiem Felde zu begegnen.

Die livländischen und estländischen Ordensschlösser sind den preußischen durchaus ähnlich angelegt, nur sind sie meistens nicht aus Backstein, sondern aus Bruchstein konstruiert und demgemäß in der Detaillierung roher (Abb. 259, 260).

Die Marienburg (Abb. 254—258). Über der durch die militärisch straffe Einheitlichkeit ihrer Erscheinung imponierenden Masse der Ordensschlösser erhebt sich als ein Einmaliges und außer Vergleich Stehendes sie, die Burg des Hochmeisters. Sie ist die höchste Leistung des Profanbaus im deutschen Mittelalter, nicht nur durch die Wucht der Baumasse, ebenso und noch mehr durch die innere Großheit und Klarheit der künstlerischen Charakteristik. Die Ansicht von Süd-West gibt nur den Hauptbau; ein weitausgreifendes, befestigtes Lager schloß sich nordwärts an. Freilich zeigte schon die erste Belagerung mit Feuersgeschütz, 1410, daß die Anlage auf dieses nicht berechnet war. Der älteste Teil ist das wegen seiner Lage auf einer Bodenerhebung nahe am Flußufer so genannte Hochschloß, errichtet 1280 noch nicht als Hochmeister-, sondern als Komturschloß im vorgeschriebenen quadratischen Schema, vor den meisten andern Ordensbauten jedoch schon damals ausgezeichnet durch eine besonders gediegene, an einzelnen Punkten selbst reiche Behandlung*, durch welche aber das Einfach-Große der Gesamterscheinung mehr bekräftigt als durchkreuzt wird. Als 1309 Siegfried von Feuchtwangen den Hochmeisterstuhl von Venedig nach Preußen verlegte, wählte er die Marienburg zu seiner Residenz und zum Sitz der Zentralregierung, welcher sie blieb, bis 1457 die Polen einzogen. Zerstört wurde die Marienburg nie, aber durch Nützlichkeitsumbauten schwer entstellt. Gleich nach den Freiheitskriegen begann die Wiederherstellung. Seit dieselbe 1882 in die kundigen Hände von Conrad Steinbrecht gelegt wurde, ist sie die bestgelungene Unternehmung dieser gefährlichen Art geworden. — An einen Hochmeistersitz sind andere Forderungen zu stellen als an ein Komturschloß. Ein großer Konvent war unterzubringen, außerdem baute sich der Meister sein »Gemach«, in dem der im inneren Deutschland längst verkümmerte Palaststil eine neue und wunderbar stolze Blüte trieb; kein Fürst und König des Abendlandes, am wenigsten ein deutscher, besaß einen Palast von dieser großgedachten Monumentalität und architektonischen Klarheit**. Seine letzte Gestalt erhielt derselbe unter der vom Glück hell beschienenen Regierung (1351—1382) Winrichs von Kniprode. Die Regelmäßigkeit des Aufbaus, möchte man sagen, nimmt Grundsätze der Renaissance vorweg. Drei (mit dem Keller vier) Geschosse, wenig gotisch in den Einzelformen, wohl aber in der aufwärts zunehmenden Auflösung der Massen, werden senkrecht überschritten von mächtig breiten, weit vorspringenden Streben, abwechselnd mit schattigen Nischen, vier an der Schmal-, acht an der Längsseite. Am oberen Abschluß keine Giebel, sondern in waagrechtem Lauf ein reich bewegter Zinnenkranz, die einzige und nur symbolisch gemeinte Erinnerung an den Wehrbau. Das Innere ist in allen Teilen gewölbt. Im Hochschloß enthält der Westflügel die Wohnungen hoher Ordensbeamter, der Südflügel den berühmten Konventsremter (2 Schiffe zu 8 Jochen) und die Herrenstube (2 Schiffe zu 4 Jochen), der Ostflügel das Dormitorium, der Nordflügel den Kapitelsaal und die nach 1330

* Für die Schmuckformen ist Kalkstein zu Hilfe genommen (wie es scheint, auf dem Seewege aus Estland herbeigebracht). Den strengen Grundsätzen des klassischen Backsteinbaus im 14. Jahrhundert hätte das nicht mehr entsprochen. Am Portal der Schloßkirche ist das reiche figürliche und ornamentale Detail aus halbtrockenem Ton geschnitten und dann gebrannt.

** Nur der Palast der Päpste in Avignon läßt sich in Vergleich bringen, aber auch dieser nicht zuungunsten der preußischen Burg.

Sechstes Buch erstes Kapitel.

erweiterte Marienkapelle, einen einschiffigen, ausgezeichnet schönen Raum, unter ihm die den Exequien dienende St. Annen-Kapelle mit der Sepultur der Hochmeister, von denen elf hier begraben liegen; außen am Chor, der aufgehenden Sonne entgegen, weit in das Land hinausstrahlend, ein kolossales (über 8 m hohes) Marienbild in Stuckrelief mit Mosaiküberzug in Gold, Blau und Rot. — Im Obergeschoß von »Meisters Gemach« liegen nebeneinander der Sommer- und Winterremter, jener ein quadratischer Raum mit sechszehnrippig ausstrahlendem Sterngewölbe auf einer einzigen, schlanken, granitenen Mittelsäule. Ferner der »große Remter«, der Festsaal, 14 m breit, 18 m tief, durch 3 Säulen in 2 Schiffe geteilt und überspannt von 8 Sterngewölben. Der räumliche Rhythmus, in Bewegung gesetzt durch die kühne und geschmeidige Kraft der Strukturglieder, verleiht diesem Remter eine ganz eigene Poesie. Was in der Baukunst »charakterisieren« heißt, kann man hier lernen. Der Orden durfte mit seinen Künstlern zufrieden sein. Wenn ritterlicher und preußischer Geist aus der Welt verschwunden sein werden, hier wird man sie noch immer reden hören.

Die Marienburg in Preußen hat uns eben gezeigt, was die profane Baukunst leisten konnte, wenn von dem Bauherrn her eine hohe Gesinnung in sie überströmte. Bei den Territorialfürsten in Innerdeutschland würden wir sie umsonst suchen. Erst im späten 15. Jahrhundert begann in diesen Kreisen ein auf mehr Schönheit und Bequemlichkeit der Wohnung gerichteter Baueifer sich zu regen. Die fürstlichen Residenzen des territorialstaatlichen Spätmittelalters sind mit den Pfalzen der kaiserlichen Jahrhunderte nur in der Sache zu vergleichen, architekturgeschichtlich stehen sie auf einer andern Linie. Jene stammten von dem altgermanischen Herrenhof ab (mit einem Einschlag von spätantiken Baugrundsätzen), diese von der Burg. Allein schon die Lage deutet darauf hin. Die Kaiserpfalzen — siehe Aachen, Nimwegen, Ingelheim, Goslar, Gelnhausen, Tribur, Kaiserslautern, Hagenau * — liegen durchweg auf ebenem Gelände; die territorialfürstlichen Residenzen aber, wenn irgend die Gelegenheit des Ortes es gestattete, suchten sich erhöhte Lage aus — als Beispiele: Kleve, Weilburg, Marburg, Heidelberg, Meißen, die Trausnitz bei Landshut, Sigmaringen, Tübingen. Regelmäßig hatten sich zu Füßen dieser Burgen Städte angesiedelt. Zur vollen Entfaltung des baulichen Charakters eines Residenzschlosses gehörte es aber, daß es nicht über, sondern in einer Stadt lag und den Druck der Befestigung auf ein bequemes Maß herabsetzen konnte — siehe als frühes Beispiel Braunschweig, während die Residenzen in Wien, München, Stuttgart, Dresden erst am Schluß des Mittelalters den geschilderten Charakter annahmen.

Einen Vorläufer hatte dieser Typus im Bischofshof gehabt. Im frühesten deutschen Stadtbilde muß derselbe eine ansehnliche Figur gemacht haben. Aber gerade in den wichtigsten Bischofsstädten sind sie schon im 13. Jahrhundert verkümmert, weil die harten

* Die Hohenstaufen-Burgen in Wimpfen, Nürnberg, Eger sind nicht Kaiserpfalzen, sondern auf eigenem Territorium erbaut.

Die Burg.

Kämpfe mit der Bürgerschaft, in denen meistens die letztere Sieger blieb, den alten Stadtherren den Aufenthalt verleiteten. Alle rheinischen Bischöfe, ebenso die von Bremen, Magdeburg, Augsburg usw., haben im späteren Mittelalter außerhalb ihrer Kathedralstädte gewohnt. In Mainz und Regensburg sind die Palastkapellen in romanischer Stilform übriggeblieben. Das Bild eines mittelalterlichen Fronhofes (wenn auch zum Teil in einem Renaissanceumbau) hat Bamberg am treuesten bewahrt. Die wichtigsten der aus dem späten Mittelalter erhalten gebliebenen geistlichen Residenzen, die Moritzburg in Halle und das Schloß zu Füssen im Allgäu, liegen bezeichnenderweise von ihren Kathedralsitzen — Magdeburg und Augsburg — weit entfernt. Den ersten Platz unter den weltfürstlichen Bauunternehmungen der Spätgotik nimmt die unter Kaiser Friedrich III. errichtete Hofburg in Wien ein. Abbildungen und Berichte geben uns eine summarisch genügende Vorstellung von ihr: eine allmählich zusammengebaute Gruppe, wohl mit vielerlei Unregelmäßigkeiten im einzelnen, in den großen Zügen aber regulär, ein quadratischer Hof an drei Seiten mit hohen Wohnflügeln besetzt, an der vierten eine niedrige Mauer mit Torbau, dazu starke Türme an den Ecken. An Nacheiferung burgundisch-französischer Vorbilder braucht man nicht zu denken, das Streben nach größerer Regelmäßigkeit lag damals in der Luft. Besonders aber ließ man sich Vervollkommnung der inneren Einrichtung angelegen sein; die Wohnräume wurden reichlicher, die Festsäle größer zugemessen, nachdem bis dahin die deutschen Fürsten in beiden Punkten recht bescheiden gelebt hatten. Berühmt ist der 1502 in der Burg von Prag ausgebaute Wratislawische Saal, 60 m lang, 16 m breit, 13 m hoch, mit einem künstlich verschlungenen Netzgewölbe eingedeckt.

Merkwürdiger als alle übrigen fürstlichen Unternehmungen dieser Zeit ist das von 1471 ab als einheitlicher Neubau ausgeführte (heute Albrechtsburg genannte) Schloß in Meißen (Abb. 261). Sehr neue Gedankengänge werden hier angetreten, nicht nur in den Bauformen, sondern auch im Programm. »Es ist das erste Schloß in Deutschland, das sich von den Bedingungen des festen Hauses lostrennt, um einen für einen großen Landesherrn würdigen und bequemen Wohnsitz zu schaffen. Zugleich ist er einer der frühesten unter jenen Bauten, die nicht im Reichtum an Einzelheiten, sondern in der Größe der deutlich vor Augen geführten Verhältnisse die Aufgabe der Kunst suchen; zwar keine in sich vollendete, aber eine der kunstgeschichtlich merkwürdigsten der nach Neuem ringenden Zeit.« Ungotisch im Eindruck ist zunächst das Wegfallen aller außen sichtbaren Widerlager (sie sind nach innen gezogen) und damit der senkrechten Teilungslinien, wogegen die Stockwerkgliederung durch starke Gurtgesimse betont wird. Der Ornamentlosigkeit hält eine mit Bewußtsein geübte (in der älteren Schloßarchitektur bloß zufällig zustande kommende) malerische Kontrastierung der Massen die Waage. Als neue, in der Folgezeit oft wiederholte Motive bemerkt man die Dacherker und die in einen nach außen vorspringenden Turm verlegte Wendeltreppe. Selbstverständlich ist es nicht Ungeschick, sondern höchste Absicht, daß durch dieselbe die Fassade asymmetrisch geteilt wird. Die innere Einteilung folgt einem einheitlichen Plan, in jedem Stockwerk liegen alle Räume in gleicher Höhe — für uns Moderne eine Selbstverständlichkeit, nach den Gewohnheiten der mittelalterlichen Burg das Gegenteil. Von der Ornamentlosigkeit wurde schon gesprochen; noch merkwürdiger ist, daß auch die Gewölberippen wegfallen, dennoch aber die Zerlegung, die nun die Form scharfgratiger, tiefbuchtiger Zellen annimmt, bestehen bleibt. Ungewohnt für die Wohnarchitektur ist auch die weite und hohe Öffnung der Fenster, die aber trotzdem kein Maßwerk erhalten und als Abschluß keinen Spitzbogen, sondern die konträre Form des Vorhangbogens. Der Erbauer, Meister Arnold († 1480), hat als landesherrlicher Werkmeister eine große Zahl von Arbeiten, auch kirchliche, unter Händen gehabt, entwerfend, beratend, beaufsichtigend, in einer ähnlichen, den kommenden Beamtenstaat vorausverkündigenden Stellung, wie sie Aberlin Jörg in Württemberg einnahm. Er wird wiederholt als Westfaling bezeichnet, was aber nicht notwendig auf Westfalen im engeren Sinne bezogen zu

Sechstes Buch erstes Kapitel.

werden braucht. In der Tat geht manches in seiner Bauweise, z. B. die aus der Mauerflucht vorspringende Wendeltreppe, auf westliche, niederländisch-französische Vorbilder zurück. Dennoch ist sie in ihrer Gesamterscheinung originell und wurde grundlegend für die kursächsische Schloßarchitektur des folgenden Jahrhunderts. Da diese für ihre Dekorationsformen das italienische Muster annahm, hat man sie in die stilgeschichtliche Abteilung der Renaissance eingestellt und den Meister Arnold von Westfalen nicht höher ehren zu können geglaubt, als sein Werk an die Spitze der Renaissance zu stellen. Das ist ein irreführendes Spiel mit Worten. Arnolds Bauweise hat mit Italien gar nichts zu schaffen, ist nordisch. Um so wichtiger ist die Feststellung, daß sie im Kern ihres Wesens nicht mehr gotisch ist. Das will sagen — und die Profanarchitektur bestätigt damit, was die kirchliche uns bereits gezeigt hat —: unabhängig von der italienischen Renaissance ist auch im Norden ein neuer Stil auf dem Wege.